



Die Journalistinnen Anna Hoben, Juliane Richter und Franziska Dähn (v.l.) haben den Umzugsstress endlich hinter sich.

Foto: Sven Ellger

Traumwohnung verzweifelt gesucht

Drei SZ-Journalistinnen berichten von Toiletten mit DDR-Flair, windschiefen Küchen, großem Konkurrenzdruck – und vom Glück, in Dresden endlich ein Heim zu finden.

VON ANNA HOBEN

Mein erster Mitbewohner lag auf seinem Bett und spielte Computer. Er tat das tags und nachts, auf dem Bauch und auf dem Rücken. Manchmal lag er auch auf der Seite, dann hielt er den Laptop wie ein aufgeklapptes Buch. Ich ging an seiner offenen Tür vorbei und sagte „Hallo, Jörg“, aber Jörg hörte nichts.

Mitbewohner können eine wunderbare Sache sein. Wenn man abends nach Hause kommt, kann man mit ihnen quatschen und die besten Spontanpartys feiern. Aber es gibt auch seltsame Exemplare der Spezies. Nach sieben Jahren und 13 Mitbewohnern finde ich, dass es Zeit ist für eine eigene Wohnung. Ich will nicht mehr dann putzen, wenn es der Putzplan sagt, sondern dann, wenn ich es für nötig halte. Und manchmal will ich abends nur meine Ruhe.

Als die Zusage aus Dresden kommt, bleiben mir genau zwei Wochen. Über einen Bekannten finde ich ein Zimmer, am Stadtrand, in Kaitz. Eine vorläufige Lösung. „Wo ist denn das?“, fragen viele Dresdner, wenn ich erzähle, wo ich wohne. Doch aus ‚vorläufig‘ werden vier Monate. Dabei bin ich bei meiner Wohnungssuche gar nicht so wählerisch. Ich bin auch nicht dogmatisch wie all die Neustadt-Bewohner, die mich jetzt beschimpfen, weil ich nach Striesen gezogen bin.

Ich besichtige Wohnungen in Johannstadt, in der Leipziger Vorstadt, in Pieschen und in der Neustadt. Mein skurrilstes Erlebnis beschert mir die Gagfah. „Sie können sich die Wohnung alleine ansehen“, sagt die Frau im Kundencenter und drückt mir einen Schlüssel in die Hand. Wie ein Einbrecher fühle ich mich, als ich drei verschiedene Türen ausprobiere. Ich gebe auf – der Schlüssel passt nirgends. „Wie soll er auch“, sagt die Frau am nächsten Tag. „Es ist ja der falsche.“

Meine Traumwohnung finde ich schließlich in Striesen. Zwei Zimmer, Dachgeschoss, Einbauküche, Videothek, Waschsalon, Döner und drei Kinos, alles um die Ecke. Und die Linie 6 fährt sogar durch bis in die Neustadt.



VON JULIANE RICHTER

Mittendrin war ich kurz davor aufzugeben. Irgendeinen Fehler hatten die besichtigten Wohnungen immer. Mal fand sich die Küche im Flur ohne Tageslicht und somit auch ohne Lüftungsmöglichkeit. Mal musste das Toilettenfenster, zu dem nur ein drei Meter langer Schacht führte, mit einer Schnur geöffnet werden. Als DDR-Kind kenne ich ja Toiletten auf halber Treppe – aber ich bin froh, dass sich die Zeiten geändert haben. Eine Fensterschnur ist nicht kultig!

Dabei waren meine Ansprüche an eine neue Wohnung meiner Meinung nach gar nicht so hoch: zwei Zimmer, hell, mit Balkon, möglichst Altbau und irgendwie so gelegen, dass ich den Großen Garten gemütlich mit dem Rad erreichen kann. Doch das Angebot war gering. Den dezenten Wunsch nach einer Einbauküche habe ich schnell verworfen. Frustrierend war auch, dass ein Großteil der infrage kommenden Wohnungen im Erdgeschoss lag. Nein. Ich möchte meine Balkontür auch mal offen lassen, ohne Angst vor Einbrechern haben zu müssen. Dann gab es endlich einen Treffer: 50 Quadratmeter, alle Zimmer zur Südseite, Balkon zum grünen Innenhof. Das Problem war nur, dass die Vermieter, ein alternatives Studentenpärchen mit zerzausten Haaren, nicht streichen wollten. Ihren versifften Teppich, auf dem bei der Besichtigung ein Hund rumtollte, sollte ich auch selbst entsorgen. Bei solchen Vermietern verliert die schönste Wohnung ihren Charme. Ähnlich lief es mit der nächsten Wohnung: Zwei Mädels hatten auf giftgrüne Wände gesetzt, aber auch keine Zeit zum Streichen. Schon andere Interessenten waren deshalb abgesprungen. Nach fünf Monaten Suche zu Kompromissen bereit, habe ich meine Unterlagen trotzdem bei der Maklerin eingereicht. Und plötzlich: Jackpot. Die Vermieter wurden zum Streichen verdonnert, und ich habe dank mangelnder Konkurrenz eine wunderbare, helle Wohnung ergattert. Zum Großen Garten brauche ich fünf Minuten zu Fuß.



VON FRANZISKA DÄHN

Dass ich in Leipzig im Mieterparadies lebte, ahnte ich erst, als es mich nach Dresden verschlug. Makler? Kaution? Mietschuldenfreiheitsbestätigung? Nie gehört. Aus dem wunderbaren Mietangebot in Leipzig wurde auf einschlägigen Internetportalen ein Objekt der Begierde gewählt, ein Besichtigungstermin vereinbart. Wenig später kam der Mietvertrag und wurde unterschrieben, Ende. Meine heile Welt der letzten Jahre.

Nicht so in Dresden. Das Ziel: Zum ersten August eine schöne, preiswerte, kleine Wohnung mit Küche in der – nun ja, es war etwas naiv – Neustadt zu finden. Schon im Internet stieß ich an die erste Grenze, eine unscheinbare 0. „Zu Ihrer Suche liegen leider keine Angebote vor.“ Ich dehnte den Radius auf Friedrichstadt (Nähe zum Arbeitsplatz) und Pieschen („Ist die neue Neustadt“) aus, setzte die verfügbare Miete etwas hoch – da klappte es dann langsam.

Da ich als Noch-Leipzigerin die Wohnungen nicht jeden Tag spontan besichtigen konnte, lösten sich etwa zwei Drittel der Angebote in Luft auf („Was, Sie können erst Freitag? Na, da habe ich dann schon zehn Interessenten geführt, da mache ich Ihnen keine Hoffnung“). Nach der Besichtigung mussten möglichst noch am gleichen Tag die nötigen Dokumente, wie Einkommensnachweis, vorliegen. Irgendein gutverdienender Single ist übrigens immer schneller. Doch es gab auch nette Begebenheiten: Die Maklerin etwa, die ich halb neun Uhr abends anrufen konnte und die sich für mich um einen Besichtigungstermin für den nächsten Tag mühte. Dann hatte ich Glück. Meine Vermieterin erklärte bei der Besichtigung, meine Chancen stünden nicht schlecht: „Bisher war nur ein Punkerpärchen mit Mietschulden hier.“ Ich wohne jetzt im vierten Stock, im Sommer war es nachts viel zu heiß. Die Küche ist lila und fällt bald auseinander. Aber die Küche steht in der Neustadt. Wohnungssuche in Dresden lehrt Bescheidenheit.



Architekten kritisieren Globus-Projekt

■ **Leipziger Vorstadt**
Das 30 Millionen Euro teure Vorhaben zerstöre städtische Strukturen, sagt der Präsident der Landesarchitektenkammer.

VON TOBIAS WINZER

Das Globus-Projekt am alten Leipziger Bahnhof stößt auf immer heftigere Kritik. Nachdem die Stadtplanung und umliegende Händler erhebliche Zweifel an der Tragfähigkeit des 30 Millionen Euro teuren Vorhaben geäußert haben, kritisiert nun auch die sächsische Landesarchitektenkammer die Dimensionen des Einkaufszentrums. „Es wird hier eine Insel geschaffen, die alles andere um sich herum infrage stellt“, sagt Kammerpräsident Alf Furkert. Er bezieht sich dabei auf ein von der Stadt in Auftrag gegebenes Handelsgutachten, wonach durch die Globus-Ansiedlung ein Ladensterben in Pieschen und in der Neustadt erwartet wird. Der Supermarkt mit einer Verkaufsfläche von rund 9000 Quadratmetern und die tausend Parkplätze seien eher ein Projekt für den Stadtrand. „Dass man das in der Innenstadt weiterführen will, entbehrt jeder Grundlage“, sagt Furkert.

Der Vorsitzende der Dresdner Kammergruppe, Matthias Horst, verweist auf den bestehenden Masterplan für die Entwicklung der Hafencity. Dieser sei vom Stadtrat bereits beschlossen worden. „Ich finde es bedenklich, dass bereits entschiedene Konzeptionen durch Einzelvorschläge gekippt werden“, sagt Horst. Mit dem Masterplan habe die Stadt die Möglichkeit, ein Stadtquartier zu entwickeln. Er biete eine ideale Mischung aus Wohnbebauung, Einzelhandel, Kultureinrichtungen und Grünflächen. Der Stadtrat entscheidet am Donnerstag, ob Globus sein Vorhaben weiter planen darf.



Matthias Horst (l.) und Alf Furkert wollen das Globus-Projekt verhindern.

Foto: Füssel

Sinnlos-Schilder: Keine Kontrollen des Lkw-Verbots

Die Stadt hat an 70 Stellen Brummis die Durchfahrt verboten. Doch weder Stadt noch Polizei prüfen, ob die Regelung eingehalten wird.

VON SANDRO RAHRISCH

Seit einer Woche gilt in weiten Teilen Dresdens ein Lkw-Verbot. Rund 70 Schilder ließ die Stadt aufstellen, um die Luft sauberer zu machen. Kosten: 15000 Euro. Doch halten sich Brummifahrer auch daran? Die SZ fragte im Rathaus nach und bekam eine überraschende Antwort: Noch gab es gar keine Kontrollen. Die Verkehrsüberwachung sei Sache der Polizei, sagt Straßenbauamtschef Reinhard Koettnitz.

Die Polizei hat jedoch nicht vor, gezielt nach Lkw zu suchen, die illegal über Dresdens Straßen fahren. Wenn es Verstöße gibt, werden diese eher zufällig entdeckt, und zwar im Rahmen der üblichen Verkehrskontrollen, sagt Sprecherin Marlen Wahode. Im Rathaus will man das Problem aber nicht ganz unter den Tisch kehren. Nicht von heute auf morgen, aber in nächster Zeit will die Stadtverwaltung die Polizei um zusätzliche Kontrollen bitten, sagt Koettnitz.

Das Verbot ist Teil eines Luftreinhalteplans, der die Landeshauptstadt vor einer Umweltzone verschonen soll. Die droht ihr, weil die Feinstaub-Konzentration regelmäßig über dem zulässigen Grenzwert liegt. Erst vor einer Woche registrierte die Messstation am Neustädter Bahnhof doppelt so viele Staubpartikel in der Luft. Das Landesumweltamt nannte hohes Verkehrsaufkommen als einen Grund dafür. Bis zum Frühjahr will die EU entscheiden, ob Dresden eine Umweltzone einrichten muss.

Die Schilder markieren die Grenze des Gebietes, das an den Einfallstraßen von der Autobahn in das Stadtgebiet beginnt. Verkehr, der über die B6 kommt, kann über die Stauffenbergallee und Hansastraße zur A4 abfließen. Von dem Verbot ausgenommen sind Pkw und Kraftomnibusse wie etwa Wohnmobile. Fahrten zur Erbringung einer Dienstleistung und private Transporte sind im Stadtgebiet weiterhin möglich

► **Kommentar**

KOMMENTAR

DENNI KLEIN
über das Lkw-Verbot und die Kontrollen



Umweltzone ist so nicht zu verhindern

Was denn nun, liebe Stadtverwaltung: Sollen Lastwagen wirksam aus dem Stadtzentrum ausgesperrt und damit etwas für bessere Luft getan werden oder ist das Aufstellen der Schilder nur Symbolpolitik? Warum wurden 15000 Euro für die Schilder ausgegeben, wenn die Einhaltung der neuen Regeln gar nicht kontrolliert wird? Der Schritt, Lastwagen die Durchfahrt durch Dresden zu verbieten, ist vollkommen richtig. Das gehört zu einem ganzen Paket an Maßnahmen, mit dem die Umweltzone verhindert werden soll. Aber die Wirkung muss der EU auch nachgewiesen werden, damit sie von einem stadtweiten Fahrverbot für „Stinker“ absieht.

Das geht nur, wenn die Stadt nachweisen kann, dass der Schwerlastverkehr signifikant reduziert wurde. Dazu muss man erstens zählen und zweitens die Ernsthaftigkeit des Verbots gerade zu Beginn einer solchen Regelung mit massiven Kontrollen untermauern. Sonst läuft die Stadt Gefahr, die 70 Schilder sinnlos aufgestellt zu haben. Das Problem summiert sich mit den anderen. Denn andere Maßnahmen gegen die Umweltzone werden ausgerechnet von der Landesregierung torpediert. So sind die 32000 Beamten weder beim Programm für Jobtickets dabei noch verhängt es das geplante Tempo 100 auf den Autobahnen. So ist die Umweltzone nicht zu verhindern.

mail Klein.Denni@ddv.de

„Diese Kirche ist ein Kompromiss“

Innere Neustadt

Vor zwanzig Jahren wurde die Dreikönigskirche wieder geweiht – eine Zeit großer Entscheidungen für Pfarrer Manfred Bauer.

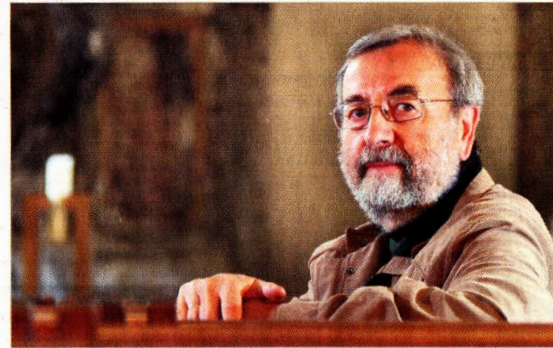
VON TOBIAS WINZER

Wie ein Zeugnis der Geschichte steht der Altar in der Dreikönigskirche. Die Sandsteinsäulen links und rechts sind abgeschlagen. Das Blattgold an den Kapitellen ist nur noch schwach zu erkennen. Dem Evangelisten Matthäus fehlt ein Arm, einer Jungfrau in der Altarmitte der Kopf. Unzählige Rußflecken erinnern an das verheerende Feuer, das am 13. Februar 1945 nach Bombentreffern in der Kirche wütete. Das Dach stürzte in sich zusammen. Die Glocken schmolzen. Der barocke Altar – entworfen von Johann

Benjamin Thomae – gehört zu den wenigen Dingen in der Kirche, die blieben. Als er Anfang der 90er-Jahre saniert werden sollte, setzte sich die Gemeinde mit dem Kirchenvorstand dafür ein, dass er so versehrt erhalten blieb, wie er war. „Das war eine richtige, eine gute Entscheidung“, sagt der damalige Pfarrer Manfred Bauer.

Der Theologe trat sein Amt an der Hauptstraße in turbulenten Zeiten an. Im Sommer 1990 kam er aus Werdau, wo er 20 Jahre lang als Pfarrer arbeitete, nach Dresden. Die Ruine der Dreikönigskirche wurde bereits seit 1984 mit Unterstützung der evangelischen Kirchen in Westdeutschland saniert und zu einem Gemeindezentrum für ganz Dresden, dem sogenannten „Haus der Kirche“, umgebaut.

Die barocke Hülle blieb bestehen. Innen wurde ein Komplex mit Büros und Veranstaltungssälen hineingebaut – ab 1990 für drei Jahre



Von 1990 bis 2001 war Manfred Bauer Pfarrer der Dreikönigskirche. In seine Amtszeit fällt unter anderem die Wiedereinweihung des Gotteshauses im September 1991.

Foto: Sven Ellger

des Sitz des sächsischen Landtags. Der Kirchenraum wurde deshalb auf weniger als die Hälfte reduziert.

Nur so wurde die Sanierung in der DDR genehmigt. „Die Kirche ist ein Kompromiss“, sagt Manfred Bauer.

Der heute 71-Jährige hielt seine Predigten anfangs in der Turmkapelle am westlichen Ende der Kirche. Sie war von den Zerstörungen verschont geblieben und – neben einem Gemeindesaal in der Königsstraße – für 45 Jahre das Zuhause der Dreikönigsgemeinde.

Manfred Bauer setzte sich dafür ein, dass die Vergangenheit trotz dem nicht ausgelöscht wird. „Worum soll der Altar wiederhergestellt werden?“, fragten ihn seine Gemeindemitglieder. Matthäus mit dem fehlenden Arm sei ein Symbol für die Verwundungen im Zweiten Weltkrieg. So setzte sich die Gemeinde gegen den Willen der Landeskirche durch. „Das war ein Kampf“, erinnert sich der Pfarrer.

Er war noch eingerüstet, als die Kirche am 29. September 1991 wieder geweiht wurde. Erst wenige Wochen vor der Festveranstaltung fiel auf, dass bei der Inneneinrichtung der Kirche ein Rednerpult ver-

gessen wurde. In den Deutschen Werkstätten in Hellerau zimmerte man in aller Eile ein Provisorium zusammen. Es steht heute noch in der Kirche. Auf die Kircheneinweihung folgten in kurzen Etappen die Altar- und die Orgelweihe. 1994 wurde auch der Turm fertig.

In der neuen Kirche blühte auch die Gemeinde wieder auf. Zu den Gottesdiensten am Sonntag kommen regelmäßig bis zu 50 Leute. 2001 ging Manfred Bauer in den Ruhestand. Zwei- bis dreimal pro Jahr predigt er noch in der Kirche. Er ist in Dresden heimisch geworden und wohnt gleich in der Nähe der Hauptstraße.

■ Am Donnerstag um 19.30 Uhr erinnern Manfred Bauer und die jetzige Pfarrerin Margrit Klante an die Wiedereinweihung der Dreikönigskirche vor 20 Jahren. In der Veranstaltung erzählen Bauer und einzelne Gemeindemitglieder Anekdoten von damals. Der Eintritt für die Veranstaltung ist frei.